

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuyß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Else fröstelte wie unter eisigem Hauche, aber sie schwieg nicht, sie konnte und durfte nicht schweigen. „Dann erlaube, daß ich das Bild für mich beanspruche, Mama,“ ihre Stimme bebte leise, „ich werde es in meinem Zimmer aufhängen und du brauchst es niemals zu sehen, wenn du kein Verlangen danach trägst.“

„Daran will ich dich nicht hindern“, Frau Magda blinnte augenblicklich auf ihre Hände.

„Ich danke dir,“ versetzte das junge Mädchen, mühsam ihre Erregung über die Art der Mutter meißernd, „ich werde sofort das Nötige veranlassen.“ Nachdenklich meinte sie „ich werde das Bild wahrscheinlich sofort erhalten, denn eigentlich gehörte es noch gar nicht der Galerie. Heute ist erst der Tag, an dem Papa fünf- und zwanzig Jahre im Dienste gewesen wäre, aber da er den heutigen Tag nicht mehr erlebte“, sie brach ab, Nahrung wollte sie wieder bekommen.

Einen Augenblick war es im Zimmer still, man hörte nur das Ticken der Uhr und das melancholische Summen einer Fliege, die von der Sommerkampagne übriggeblieben war.

Heinrich Pohl durchbrach das Schweigen, das sich wie eine hohe Mauer zwischen den drei Menschen aufgerichtet hatte.

„Verzichten Sie doch überhaupt auf Ihr Recht auf das Bild zugunsten Ihrer Tochter, gnädige Frau,“ schlug er darauf vor, „sie nimmt das Porträt dann mit hinein in ihre junge Ehe.“

Ein unendlich dankbarer Blick des jungen Mädchens traf den Sprecher: „Ach ja, Mama, wenn du das tätest!“ rief sie lebhaft.

„Warum nicht, Else,“ Frau Magda verslang die Hände lose im Schoß, „trotzdem es nach meiner Meinung vielleicht für das Bild das allerbeste wäre, es bliebe wo es ist.“

„Nein, nein“, wehrte das junge Mädchen erschrocken.

Draußen schlug die Haustürglocke an.

„Das wird Bernikow sein“, meinte Frau Magda und

gleich darauf trat auch der Genannte ein. Ein grüßendes Lächeln des Willkommens flog ihm aus Elses Augen entgegen.

Walter entschuldigte sich, daß er etwas auf sich habe warten lassen, doch die zu erledigenden Briefe hätten ihn länger aufgehalten, als er vermutet. Er küßte der Frau des Hauses die Hand, wechselte ein paar verbindliche Worte mit dem Bankdirektor und drückte Else herzlich die Rechte, die sich schmal und blaß aus dem düsteren Faltenwurf des Kleides ihm entgegenstreckte.

Dann meldete Maurer, es sei angerichtet und man ging zu Tisch. Es war ein ziemlich stilles Mahl. Die Kosten der Unterhaltung trug Heinrich Pohl fast allein. Frau Magda, die neben ihm saß, hörte ihm zwar aufmerksam zu, sie selbst aber sprach wenig. Else dachte an das Bild des Vaters und sie schämte sich für die Mutter, die für sich sofort darauf Verzicht geleistet. Plötzlich fing sie einen Blick des Direktors auf, den dieser auf die Mutter gerichtet und in diesem Moment begriff das junge Mädchen, warum

Heinrich Pohl ein Interesse daran hatte, daß die Mutter ihr das Porträt zugestand.

Ein großes, fremdes Staunen erwachte in ihr. War es denn möglich, gab es Männer, die über das frische Grab dieses Freundes schon die Hand auszustrecken wagten nach seinem Eigentum? Ihr reines Jungmädchenherz erbebte, als hätte sie in einen graufigen Abgrund geschaut und mechanisch nur nahm sie ein wenig von den gereichten Speisen.

Aber die Gedanken des jungen Ingenieurs weiltten bei Pieter de Ruyter und seiner verwachsenen Tochter und ihm war es, als könne er gegen den alten Schauspieler gar keinen Groll mehr hegen. Desto mehr aber wuchs sein Zorn und seine Verachtung gegen den Hofrat, der diese Abscheulichkeit gegen den Professor eronnen und während Walter ziemlich

schweigsam aß, überlegte er, wie das „Privatissimum“ ausfallen sollte, das er dem Hofrat zugebacht, und davon er zu Pieter de Ruyter gesprochen hatte und er legte sich seinen Plan zurecht.

Nach dem Essen empfahl sich Direktor Pohl bald, da er in Schneiditz noch eine geschäftliche Angelegenheit zu ordnen hatte, deren er ja schon Alex Berner Erwähnung getan, als dieser ihn zuletzt in Berlin aufgesucht. Ehe



Die fünf erfolgreichsten Flieger der berühmten Jagdstaffel des Rittmeisters Freiherrn v. Richthofen. (Mit Text.)

„Nicht aber ging, versprach er Frau Magda, gegen Abend wieder in der Villa vorzusprechen, um mit ihr zu überlegen, was in der unangenehmen Geldangelegenheit zu beginnen sei.“

„Wenn ich Montag vormittag heimreise, komme ich früh genug in meine Arbeitstretmühle zurück“, hatte Heinrich Pohl geäußert.

Daraufhin hatte Frau Magda die Bitte getan, er möge dann morgen an der Verlobung teilnehmen, zu der außer einer älteren Verwandten, die zugleich Elses Pate sei, niemand weiter käme.

Und der Direktor hatte zugesagt.

Magda Berner pflegte nach Tisch ein bißchen zu ruhen, und auch heute blieb sie ihrer Gewohnheit treu.

Else wollte um vier Uhr den Justizrat in seiner Sprechstunde besuchen, um ihn zu bitten, die Eingabe an die Landesgalerie wegen des Vaters Bild aufzuheben.

Frau Magda wiederholte ihr noch einmal, sie möge tun, was sie wolle und für gut halte, sie überlasse ihr das Bild vollkommen.

Walter begleitete Else bis vor das Haus des Justizrats und versprach, nach einem kurzen halbstündigen Bummel, sie wieder abzuholen. Er dachte gar nicht an einen Bummel, so verlockend es ihm auch schien, ein bißchen näher an die fernherliegenden Berge heranzuspazieren. Aber dazu durfte er seine Zeit nicht benützen, er hatte anderes vor. Mit dem Hofrat gründlich abzurechnen, das mußte ihm jetzt das Wichtigste sein. Als hätte er Siebenmeilenstiefel an den Beinen, so stürmte der Ingenieur durch die Straßen und mancher verwunderte Blick traf den eiligen Passanten, der in seiner Gangart erst stoppte, als er dicht vor der Tür des Hofrats angelangt war. Besuchszeit war es eigentlich nicht, aber darauf konnte er keine Rücksicht nehmen. Hoffentlich traf er den Gesuchten an, damit er sich's vom Herzen reden konnte, was ihn bedrückte, damit er dem gewissenlosen Menschen sagen konnte, was für ein Schuft er war.

„Der Herr Hofrat ist zu Hause“, antwortete ihm das öffnende Dienstmädchen, „aber ich glaube kaum, daß er jetzt zu sprechen ist.“

Walter gab dem Mädchen seine Karte, die er schon vorher in ein kleines Kuvert getan hatte, weil es ja nicht nötig war, daß der ihn meldende dienstbare Geist die Rückseite seiner Visitenkarte las. Darauf standen allerdings nur die wenigen sonderbar lautenden Worte: Ich wünsche Sie dringend in Angelegenheiten des alten Thomas zu sprechen.

Und sie schienen Wunder zu tun, diese Worte, denn während des Lesens derselben ward das volle gerötete Gesicht des wohlgenährten Hofrats ganz graubleich, so daß das Mädchen seinen Herrn erschrocken und zugleich erstaunt ansah.

„Lassen Sie den Herrn in den Salon eintreten, ich komme sofort“, rang es sich fast erstickt aus seiner Kehle, und als das Mädchen gegangen war, mußte er sich erst einen Kognak einschenken, so war ihm der Schreck in die Glieder gefahren.

Er nahm die Karte noch einmal zur Hand und buchstabierte den Namen ganz langsam, als erwarte er, daß sich derselbe verändern müsse. Aber die gestochenen kleinen Buchstaben behielten Form. „Walter Bernikow“, las der Hofrat halbblau und er wußte, das war der große Mann, der bei dem Professor gewesen, als er den Geist des alten Thomas zum zweitenmal zitierte, es war derselbe, der damals seinen Beistand angerufen und mit dem zusammen er den ohnmächtigen Berner heimgeleitet, den die zwei zufällig herbeigekommenen Beamten der Wache und Schießgesellschaft trugen.

In jener Nacht hatte er sich selbst dem Manne vorgestellt, der ihn jetzt zu sprechen wünschte. Und als Erwiderung war ihm damals der Name Walter Bernikows entgegengelungen, von dem er jetzt wußte, daß er sich mit Else Berner verloben würde.

Der Hofrat fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, ihm war siedendheiß geworden. Wenn die verdammte Bemerkung auf der Rückseite der Karte nicht gewesen wäre, hätte er natürlich an einen einfachen Höflichkeitsbesuch gedacht, — aber so —

In seinem Hirn kreuzten sich die verschiedensten Gedanken, er legte sich zurecht, was er antworten würde, wenn der ungeliebte Besuch dieses oder jenes fragen sollte. De Ruyter reiste heute abend ab, damit war ein gefährlicher Zeuge fort, ermutigte er sich selbst und überhaupt, seine Haltung ward wieder aufrechter, was konnte dieser Herr Bernikow wissen. Schließlich kam er nur, um ihn zu befragen, ob er selbst, da er so nahe der Galerie wohnte, etwas von dem Spuk bemerkt, denn wahrscheinlich hatte er den als alten Thomas kostümierten Holländer doch gesehen. Merkwürdig, in jener Nacht hatte er zu ihm kein Wort darüber fallen lassen. Aber er mochte in der Bestürzung über des Professors Zustand darauf vergessen haben.

Sicherer erhob Weiden den Kopf und festen Schrittes ging er hinüber in den Salon. Aber schon der erste Blick auf das tiefste Gesicht des ihn Erwartenden zeigte ihm, daß seine mühsam zusammengefraktete Sicherheit wohl nicht allzu lange vorhalten würde, aber dennoch versuchte er Haltung zu bewahren. Er streckte dem

anderen mit verbindlichem Nicken die Hand entgegen: „Es freut mich sehr, Herr Bernikow, Sie bei mir zu begrüßen.“

Walter überfah die Hand, die sich ihm bot, mit augenscheinlicher Absicht und scharf entgegnete er: „Und ich bedauere, daß ich Sie aufsuchen mußte, um Ihnen zu sagen, daß Sie ein niedrig- und gemeindenkender Mensch sind!“

„Was — erlauben — Sie — sich?“ Der Hofrat prallte zurück. „In meinem eigenen Hause wagen Sie es, mich zu beschimpfen — Sie —“ er rang nach Luft, das fing ja schon schlimmer an, als er in seinen ärgsten Befürchtungen gedacht hatte.

Jedoch ehe er sich noch zu fassen vermochte, klang es ihm hart und unerbittlich ins Ohr: „Ich werde Ihnen hier in Ihrem eigenen Hause zu sagen wagen, was ich für recht halte“, und leiser setzte der Ingenieur hinzu: „Wenn Sie es nämlich hier nicht anhören wollen, muß ich mit der Schneidiger Einwohnerschaft als Zuhörer suchen für eine Erzählung, deren Titel lautet: Wie man auf schnellstem Wege einen geldbedürftigen Schwiegersohn zum Galerieinspektor macht!“

„Ah!“ Wie ein Schrei war dieses „Ah!“

„Sie sehen, Sie brauchen mir gegenüber gar keinen Versuch machen, sich aufs hohe Pferd zu setzen“, fuhr Walter in kaltem, schneidenden Tone fort: „Ich bin gründlich orientiert!“

Nur einen stammelnden Laut brachte der dicke Hofrat heraus und dabei sah er braunrot aus, als wenn ihn in nächster Sekunde ein Schlaganfall bedrohe.

„Ihr H. I. bei dieser ekelerregenden Komödie hat alles gestanden“, sprach der Ingenieur in gleichem Tone weiter.

Der Hofrat ließ sich in den zunächst stehenden Stuhl fallen, seine Beine wankten und eine Furcht stand plötzlich vor ihm auf und sah ihn an mit großen, gräßlichen Augen und rasch rief er hervor, während die Angst sein Gesicht fast zu einer Maske formte: „Was heißt das: er hat gestanden?“

Langsam, mit starker Betonung kam es zurück: „De Ruyter ist in Polizeigewahrsam und es wird wohl gleich klingeln und jemand kommen, um den Herrn Hofrat gleichfalls zu bitten, auf dem Polizeibureau zu erscheinen.“

Weiden taumelte empor und strebte der Zimmertür zu.

„Hierbleiben!“ Bernikow stellte sich ihm in den Weg.

„Lassen Sie mich“, der andere feuchte vor Aufregung. „Glauben Sie, ein Hofrat von Weiden ließe sich von einem Polizisten wie ein kleiner Taschendieb mitten durch Schneidigs führen?“

„An solche Möglichkeiten hätte ein Hofrat von Weiden früher denken müssen!“

„Machen Sie mich nicht rasend, Mann“, die Augen quollen dem Hofrat fast aus den Höhlen. Er hatte jegliche Überlegung verloren, sonst hätte er sich doch sagen müssen, das das mit dem „Auf die Polizei holen“ wohl kaum so ging. Atemlos stand er vor Walter Bernikow, seine Hände hatten sich zu Häuten geballt, als wollten sie gerade auf den Jüngeren einschlagen.

Doch der Ingenieur rührte sich nicht vom Fleck. Herzengerade verstellte er den Ausgang und weidete sich an der Aufregung des Hofrats, und seine Stimme war voll kalten Hohnes, als er endlich sprach: „Beruhigen Sie sich nur, Herr von Weiden, es denkt niemand daran, Sie zur Verantwortung zu ziehen als nur ich allein. Bieten de Ruyter weiß nach wie vordem in Ihrem Hause im Schlossgäßchen, falls er nicht bereits die Heimreise nach Holland angetreten hat.“

„Ist das wahr?“ zitterte es aus dem Munde Weidens und es war, als wiche die Erregung, die alle seine Nerven hatte vibrieren lassen, schon etwas zurück.

„Ja, es ist wahr.“ Knapp und schnell erfolgte die Antwort. „Aber nun möchte ich vor allem wissen, was Sie vorhatten, als Sie hinauslaufen wollten?“

„Was kümmert das Sie?“ Der Hofrat trug den Kopf schon wieder höher.

„Ich bitte um Antwort, vergessen Sie nicht, Sie sind in meine Hand gegeben.“

Der andere brummte etwas Unverständliches und nach einem Seitenblick auf den Ingenieur prekte er zwischen den Zähnen hervor: „Erschießen wollte ich mich, was wäre mir denn weiter übrig geblieben.“

„Ja, so!“ nickte Walter, „ich habe es mir beinahe gedacht!“

Er lachte kurz auf: „Wäre nicht schade um Sie gewesen“, und da der andere Wiene machte ihn zu unterbrechen, sagte er lauter: „Nein, es wäre wahrhaftig nicht schade gewesen um Sie, aber“, setzte er leiser hinzu, „die Verzweiflung und Todesangst, die haben Sie ja durchgekostet und die Furcht vor dem Skandal und der Polizei auch, — also“ — er machte eine kleine Pause, „ich denke, daran kann ich mir beinahe genügen lassen. Nun aber bitte, nehmen Sie noch einen Moment Platz. Sie gestatten“, er ließ sich selbst auf einen Sessel nieder, „nur eine Kleinigkeit habe ich noch mit Ihnen zu erledigen, dann ist meine Mission hier beendet.“

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Arbeiters. Ohne auf weitere Fragen seines Arbeitgebers einzugehen, hielt er ihm das Patent hin. „Hier die Geburtsurkunde meines Kindes!... Mein Bruder ist gestorben und hat mir die Sorge für seine Frau und drei Kinder hinterlassen! Da muß ich mich wohl von meinem Kinde trennen, um die seinen aufzuziehen. Geben Sie mir das Geld, hier ist die Quittung!“

Der Strickstrumpf.

Novellette von Clara Brieß. (Nachdruck verboten.)

Der Verwundete erwachte aus seiner Betäubung. Ganz langsam kam ihm die Frage, wo er sei? Sein erster Gedanke war, daß er daheim in seinem Krankenbette in der Man-larde läge und die Mutter gleich zum Beden kommen würde. Aber die Mutter war doch tot — und es war Krieg gewesen — und er hatte im Unterstand geschlafen, eng zwischen all den Kameraden. Und nun lag er in einem Bett, — einem richtigen Bett, in einem großen, dämmerigen Raum!

So weit war er mit seinem Denken gekommen, als die Schwester zu ihm trat und mit ihrer Taschenlampe sein Gesicht beleuchtete. Sie sah die Frage in seinen wachen Augen und gab freundlich Antwort.

„Sie sind bei uns im Feldlazarett, und wir wollen Sie schon gesund pflegen. Der Stabsarzt hat Sie gestern Abend in der Rat-fose untersucht und verbunden und alle Hoffnung auf gute Heilung. Und nun müssen Sie schlafen, — es ist noch lange nicht Tag.“

Da schloß er zufrieden die Augen, wie ein müdes Kind sich schlafen legt, das sich daheim in Sicherheit weiß.

Am anderen Nachmittag fand die Schwester Zeit, ein wenig mit ihm zu plaudern. „Sie haben Glück gehabt“, sagte sie. „Ein dicker, wollener Strumpf in Ihrer Brusttasche hat den Schuß abgeschwächt und von der Herzgegend abgelenkt.“

„Wo ist der Strumpf?“ fragte er eifrig. „Und ein Brief, der auch in der Brusttasche gesteckt hat?“

Die Schwester legte beides auf sein Bett: einen handgestrickten, groben, von der Kugel durchlöchernten Soldatenstrumpf und einen Brief, der unverfehrt geblieben war. „Ich will Ihnen den Strumpf gleich stopfen“, sagte sie. „Er scheint ganz neu und ungebraucht zu sein. Aber wo steckt der andere von dem Paar?“

„Ich hab' nur den einen“, sagte der Kranke und hielt Strumpf und Brief fest in den Händen. „Und dieser eine wird nicht gestopft, — der wird zum Andenken aufbewahrt, just wie er jetzt ausschaut. Sein Kamerad ist noch in der Heimat und noch gar nicht fertig. Ich hab' vor ein paar Tagen erst diesen einen bekommen und mich so darüber gefreut, daß ich ihn in der Brusttasche verwahrt hatte —“

„Davon müssen Sie mir erzählen“, sagte die Schwester freundlich. „Ich hab' jaust ein Viertelstündchen Zeit und offene Ohren und ein warmes Herz.“

So erzählte er seine Geschichte, langsam, oft nach den Worten suchend, Strumpf und Brief nicht aus den Händen lassend.

„Meine Mutter ist eine einfache, stille Frau gewesen und ich ihr einziges Kind. Wir lebten von ihrer kleinen Witwenpension und von dem, was sie mit Nähen und Stricken verdiente. Ich sollte Lehrer werden und mußte früh mit Nachhilfsstunden geben mein Teil mitverdienen. Am Tag war's viel Hasten und Rennen, — erst am Abend konnte ich in Ruhe die eigenen Arbeiten machen. Da war ich's gewohnt, daß die Mutter mit ihrem Strickstrumpf mir gegenüber saß. Wir sprachen kaum miteinander; aber irgendwie tat's mir gut und half mir bei der Arbeit, daß die Mutter da war und ich ihr leises Stricknadelklappern hörte.“

Sie hat's noch erlebt, daß ich nach bestandnem Examen die Schullehrerstelle in Rothenhusen bekam und hat unsere Wohnung dort hergerichtet und noch ein paar Jahre in Ruhe und Liebe dort mit mir gelebt. Nach ihrem Tode war ich sehr einsam. Tagsüber ging's, — da gab's Arbeit genug in Schule und Garten. Aber an den Abenden war das Alleinsein schwer, trotzdem ich wie sonst in der gemütlichen Stube bei meinen Büchern saß und die alte Frau sich nie mit mir unterhalten hatte. Aber ihr liebes, stilles Gesicht und ihr Strickstrumpf fehlten mir.“

So sah ich mich nach einer Frau um und fand sie bald, — ein helles, junges Ding, ein Gastwirtsstöchterchen aus der nahen Stadt. Gern genug haben wir beide uns gehabt. Es schien so einfach, daß wir glücklich miteinander würden und ist dann doch eine schwere Sache gewesen. Vielleicht war's meine Schuld. Ich bin eigensinnig und streng gewesen und hab' kommandiert, wie sich unter uns das in der Schule angewöhnt, wo niemand widersprechen darf. Und sie war ein verwöhntes Kind und daheim an eine ewige Unruhe und Unterhaltung gewöhnt. So hat sie sich in meine Art und die Stille im Haus schlecht finden können,

in viel zu ihren Eltern gegangen und oft Tage und Nächte ferngeblieben. Das war mir hart. Wenn ich sie bat, doch abends daheim zu bleiben, so tat sie's wohl einmal; aber es war eine Unruhe in ihr, die sie nicht still bei mir sitzen ließ. Sie kramte dann in Schränken und Schiebladen. Oder sie setzte sich an die Nähmaschine und machte einen Lärm, daß ich nicht weiterlesen konnte. Eines Abends hab' ich sie herzlich gebeten, es doch mit einem Strickstrumpf zu versuchen und ihr von meiner Mutter und unseren guten stillen Abenden miteinander erzählt. Erst hat sie mich ausgelacht. Dann ist sie böse und auffahrend geworden: gar nie im Leben wieder solle ich ihr mit so einem Vorschlag kommen, — sie ließe sich nicht zwingen. Und wenn sie es auch wollte, sie könne gar keinen Strumpf stricken, habe es nie ordentlich gelernt und gar kein Verlangen nach so einem langweiligen Geschäft. Das sei etwas für alte Weiber, und sie wolle jung bleiben und in all der Einsamkeit hier nicht versauern. Am Ende ist's ein schlimmer Streit geworden und gar nicht recht wieder zwischen uns ausgeheilt — bis der Krieg ins Land kam. Da hab' ich gleich mit fortgemußt zur Ausbildung und war froh, daß ich die junge Frau bei ihren Eltern lassen konnte und meinte, daß sie da auf ihre Art wohl glücklicher sein würde, als in dem stillen Leben mit mir.

Erst schien's auch so, — aber als ich dann fort an die Front mußte, ohne noch einmal Urlaub zum Abschiednehmen zu bekommen, klangen ihre Briefe anders: sie habe eine rechte Sehnsucht nach mir und der Ruhe bei mir, — es sei halt so viel Untrieb bei den Eltern, und sie passe da nimmer hinein. Und dann ist der Strumpf gekommen, — so ein schöner, langer, ordentlich gestrickter Strumpf. Sie hat gar nicht warten können, bis auch der andere fertig war und mir gleich schon den ersten geschickt. Und einen Brief hat sie mir dazu geschrieben, — so einen lieben Brief, daß ich ihn seither mit dem Strumpf immer in meiner Brusttasche mit herumgetragen habe — grad über dem Herzen. Wollen Sie das meiner Frau schreiben, Schwester? Und daß ihr Strumpf mir vielleicht das Leben gerettet hat? Und nicht wahr, Schwester, — Sie meinen doch auch, — weil wir beide nun den guten Willen haben, — daß es gut mit uns werden muß daheim, — wenn Frieden in Deutschland ist?“

He, du Lindel!

He, du Lindel!

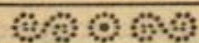
du Linde,
Schwenk' nicht so stolz im Winde
Dein bräutlich Gewand!
Daß du's weißt: seit heute
Sind noch mehr Leute
Wie du Braut im Land.
Dein Liebster heißt „Frühling“,

Und meiner heißt „Lenz“,
Und daß du weißt, wer ich bin:
Ich bin vom Müller die Lenz!
Und sie sagen: ich wäre
Die Schöne im Land!
Also schwenk' nicht so stolz
Dein bräutlich Gewand.

Johanna Weißlich.



Fürs Haus



Zu welcher Zeit sind Ableger von Kellen zu machen?

Ableger oder Senker von Kellen sind zu machen, sobald die Stengel nicht mehr krautartig weich sind, sondern sich hart anfühlen. Solches tritt mit der Blüte, mehr noch nach der Blüte ein. Nach dem Herbst verholzen die für Ableger geeigneten jungen Triebe, die sich um den Blütenstengel der Pflanzen nahe am Boden befinden, immer mehr und werden



dadurch zu Senkern um so geeigneter; dennoch ist es nicht vorteilhaft, erst im Herbst Ableger zu machen, weil sie sich bei der Herbstwinterung nicht so leicht bewurzeln wie im Sommer. Die Ableger sind deshalb so früh wie möglich zu machen. Da die Kellen Ende Juni in Blüte treten und ihr Flor bis in den August hinein dauert, die Ableger zu dieser Zeit ihre weiche Beschaffenheit verlieren und härter werden, so ist in den meisten Fällen die erste Hälfte des Monats August die geeignetste Zeit zum Senken. Die zu dieser Zeit gemachten Ableger kommen leicht durch den Winter. Bei Kellen, die in Töpfen gezogen werden, tritt das

Hartwerden der Seitentriebe oder Ableger etwas früher ein als bei Kellen im freien Boden. Die Kelle hat ja im Gartenboden mehr Nahrung und Feuchtigkeit als im Topfe, wird kräftiger, buschiger und fester, und die Ableger können deshalb nicht so früh ihre Weichheit verlieren. Der Kellenzüchter lenkt daher die leptonen fast immer um 8 bis 14 Tage früher als die Landkellen.

großes Mitleid, das sich in gelegentlicher überströmender hilfsbereiter Freundlichkeit Luft machte. Sein Tod hatte sie aufrichtig betrübt, aber nicht gebrochen. Ja, das war aus all der machtvollen Leidenschaft von ehemals geworden! Ihrem Kind würde es nicht anders ergehen, auf den schmalen ausgetretenen Stufen des Alltags würde auch ihre große Liebe hinunterklettern zur Gewohnheit, zur manchmal so entsetzlich ermüdenden Gewohnheit.

Es sollte allerdings auch andere Ehen geben... Aber jetzt darüber nachzudenken war nicht Zeit, Ehes ihr wie fragend zugeneigtes Köpfchen erinnerte Frau Ragda, daß ihre Tochter eigentlich eine Antwort, gewissermaßen ein Versprechen, erwartete. Ehes Augen kamen ihr ängstlich, gleichsam tastend entgegen.

Warum schwieg nur die Mutter solange, warum nur? War ihre Bitte zu lässig gewesen, ward es der Mutter zu schwer, sie zu erfüllen? Schon wollte sie sich abwenden, da legte sich Frau Ragdas Hand auf ihre Schulter. „Wollen jetzt nicht davon reden, Kind. Ich möchte mir ja alle Mühe geben, Walter freundlich entgegenzukommen, aber ich kann nun einmal das Mißtrauen nicht niederzwingen, kann's nicht.“ Sie sah gerade vor sich hin. „Kann es nicht eher, bis er mir sagt, was sich in der Nacht heute vor einer Woche zugetragen zwischen ihm und Papa, denn daß etwas geschehen ist, dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

Ehe schaute auf und ein resignierter Zug lagerte sich um ihren Mund. Was nützte alles Reden, darüber kam die Mutter nicht hinweg und — herbe senkten sich sekundenlang ihre Mundwinkel — manchmal quälte sie der gleiche Gedanke, der die Mutter nicht losließ und den sie doch nicht hegen durfte, denn wahre Liebe soll blind vertrauen.

Mit einem müden Lächeln ging sie zur Tür.

(Schluß folgt.)

Die Wage.

Von Jean Rochon. (Nachdruck verboten.)

Autorisierte Übersetzung von Alfred Mayer-Edhardt.
Hier“, sagte der Arbeiter und stellte die Wage vorsichtig auf die riesige Tafel, die Herrn Meyrat als Schreib- und Arbeitstisch diente.

Herr Meyrat unterzog das Meisterstück einer peinlich genauen Untersuchung; es war in ein Glasgehäuse eingeschlossen und auf eine Messingstange montiert, an deren Spitze ein dünner Stahlseil erzitterte, der unter dem Auf- und Niederschwanen der runden, wie Gold blinkenden Wagschalen nach rechts und links ausschlug.

„Das ist ausgerechnet!“ sagte Herr Meyrat nach einer Minute. „Alle Achtung, Bobot!“

Bobot lästerte das Glasgehäuse, legte auf die eine Wagschale ein winziges Blättchen Zinnfolie, auf die andere ein abgerissenes Endchen Zigarettenpapier und sagte, nachdem der Kasten wieder geschlossen war: „Nun dauert es gut fünf Minuten, bis die Wage ausbalanciert ist; sie ist so empfindlich, daß sie noch Zehntelmilligramme anzeigt.“

„Offenbar ein wertvolles Instrument für Laboratorien“, murmelte Herr Meyrat nachdenklich, dann, entschieden wie ein Mann, der nicht gewohnt ist, lange zu überlegen: „Ich biete Ihnen zweitausend Franken für das Patent.“

Der Arbeiter schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr, das kann ich nicht. Nur des Interesses halber habe ich Ihnen die Wage gebracht. Gewiß, zweitausend Franken sind ein schönes Geld, aber damit wäre nicht einmal das Licht bezahlt, das ich dazu verbraucht habe! Zehn Jahre lang damit zugebracht, zu erfinden, zu studieren, zu verbessern! Zeit, Schlaf, Anstrengung und Geld hat's mich gekostet — Sie können es sich gar nicht vorstellen.“

Eine flüchtige Aufwallung von Stolz verschwand unter einem spitzbübischen Lächeln, als Bobot, mit dem Zeigefinger auf sein Werk deutend, fortfuhr: „Und dann, Herr Prinzipal, das ist mein Kind — ich bin Junggeselle — indem ich mich mit ihm beschäftige habe, schwand meine Jugend, ohne daß ich es merkte, dahin.“

„Sie denken doch nicht daran, die Erfindung selbst auszubenten?“

„Ich will erst sehen. Vorausgesetzt, daß ich die Mittel fände.“

„Ich glaube, Sie überschätzen die Bedeutung.“

„Nicht doch! Eine Präzisionswaage, wie diese, ist im Handel gut fünfhundert Franken wert.“

„Möglich, aber der Herstellungspreis?“

„Nicht so sehr groß.“

„Na, überlegen Sie sich's. Ich denke, ich habe Ihnen ein sehr anständiges Gebot gemacht.“

Bobot überlegte an den nächsten Tagen hin und her; das Angebot Herrn Meyrats schien ihm nicht verlockend. Was bedeuteten denn die zweitausend Franken im Vergleich zu seinem Aufwand an Mühe und Arbeit? Das erste Verkaufsjahr mußte das Fünf-

fache bringen! Auch er fühlte begreiflicherweise Stolz bei dem Gedanken, seine Erfindung selbst auszubenten, dieses zarte, zerbrechliche Kind, das seine Gedanken zehn Jahre lang genährt hatte, nicht in andere Hände übergehen zu sehen. Was hatte er denn groß nötig, um etwas zu werden und sich eine Stellung in der Industrie zu schaffen? Eine kleine Werkstatt in einer Sadgasse, ein wenig Geld für die erste Einrichtung? Das würde sich doch finden lassen! Die Geldbartheit unterstützten doch wohl gern eine aussichtsreiche Erfindung! Nur ein wenig Geduld; irgend jemand würde sich schon finden, der ihm gegen gebührenden Anteil am Ertrage die helfende Hand hinhalten würde.

Dann würde Bobot nicht länger Arbeiter sein, dann wäre er Unternehmer! Ehrgeiz ist dem Fleißigen erlaubt. Ein geschäftlicher Erfolg wäre nur der billige Lohn für die aufgewandte Arbeit und Mühe. Nein! Herr Meyrat soll seine Präzisionswaage nicht haben! Um keinen Preis! Jeden Abend, wenn Bobot von der Arbeit kam, betrachtete er eifersüchtig und verliebt zugleich das kleine Meisterwerk in seinem Glaskasten. Er besah die einzelnen Teile; wie wohlgefügt, wie sorgfältig ausgefeilt, wie schön poliert sie doch waren. Aus ihrer Schönheit entwickelte sich in ihm das Verständnis für die Schönheit des Ganzen; es erfüllte ihn mit einem Stolz, der ihn fast berauschte.

Eines Morgens arbeitete er am Schraubtisch, als der Werkmeister an ihn herantrat.

„Bobot, da fragt jemand nach Ihnen.“

Er legte seine Kneifzange hin und schritt durch das Labyrinth der Werkstatt auf den Hof. Dort sah er seine Nichte, ein großes Mädchen von zwölf Jahren, auf sich zukommen.

„Komm schnell, Vater ruft.“

An die fünf Jahre hatte er seinen älteren Bruder nicht gesehen. Jemandem dummer Streit hatte sie auseinandergebracht und kein Annäherungsversuch war gemacht worden. Jetzt aber legte Bobot schnell Schürze und Arbeitsbluse ab und ging mit mächtigen Schritten dem Kinde zur Seite die Straße hinab.

„Was ist ihm passiert? Ein Unfall?“

„Nein; der Arzt hat gesagt, ein Blutsturz aus der Lunge.“

Als Bobot die Kammer betrat, lag sein Bruder im Todeslampfe. „Georg, lebst du noch?“

Der Sterbende öffnete die Augen und heftete sie lange auf seinen Bruder. Sturmes Flehen um Veröhnung lag in diesem Blick, vor allem aber die Verzweiflung eines Menschen, der weiß, daß er die Seinen ohne Schutz und ohne Mittel zurücklassen muß.

Bobot drückte einen Kuß auf die schon erkaltende Stirn des Sterbenden, der zehn Sekunden später in seinen Armen den letzten Atemzug tat. Dann sah der Arbeiter um sich und sein Blick fiel auf die schluchzenden Kinder und ein verhärmtes Weib; auf ärmliche Möbel in einem elenden Loch; auf schluchzende Lippen. Das Herz krampfte sich ihm zusammen beim Anblick dieses nackten Elends, das aus allen Ecken der Wohnung, aus diesen bleichen Gesichtern und verfallenen Körpern ihn angriff. Denn Georg hatte als Handlanger nie mehr als zwanzig Sous die Stunde verdient. Bobot hatte es gewußt und wohl gedacht, daß sein Bruder bei so lärglichem Verdienst und so großer Familie ein trauriges Leben führen müsse; aber von solchem Elend hatte er sich doch keine Vorstellung gemacht.

Was war da zu tun in diesem Augenblick, da der Tod den einzigen, der der Familie ein längliches Stück Brot verdient, fortgerafft hatte? Wie sollte er, Bobot, mit seinem Arbeitslohn diese schwächlichen, tränkenden Kleinen unterhalten können? Ihre durch Nahrungsmangel und Entbehrungen untergrabene Gesundheit kräftigen? Daran war nicht zu denken. Die zweitausend Franken des Herrn Meyrat... Der Verkauf seines Patent... Seine Wage verkaufen, den Preis seiner zehnjährigen Arbeit, seines unablässigen Mühens und Ringens opfern?

Nein, nein, alles, nur das nicht!

Der letzte Blick seines Bruders schnitt ihm durch die Seele. Dieser Blick! In ihm lag das ganze Weh, die ganze qualvolle Angst eines Menschen, den das Schicksal vor Erfüllung seiner Lebensaufgabe dahintrafft... Dieser Blick, der ihm sagen sollte: „Erbarme Dich ihrer!“

In dieser Sekunde dämmerte in Bobot der Gedanke einer Pflicht. Und die Fehde, die so lange zwischen ihm und seinem Bruder geherrscht hatte, ließ ihm diese Pflicht jetzt um so gebietender erscheinen. Immer klarer wurde ihm die Notwendigkeit, das Geschehene vergessen sein zu lassen, die Bitternis der Vergangenheit in Zukunft durch Güte auszulöschen. Mit zwingender Notwendigkeit drängte sich ihm die Pflicht des Opfers auf. Er mußte sie erfüllen, diese Pflicht, da galt kein Zögern.

„Herr Meyrat, ich habe es mir überlegt, ich nehme die zweitausend Franken.“

Mechanisch, gleichsam einem Zwange gehorchend, setzte sich der Hofrat. Er war froh, daß vorläufig keine Gefahr drohte und ein erleichterter Seufzer hob seine Brust.

Walter Zernitow bemerkte es und lächelte spöttisch. „Ich will mich knapp fassen, denn meine Zeit gestattet mir keine lange Unterhaltung mehr mit Ihnen. Sie selbst werden auch kein großes Verlangen danach tragen,“ warf er ein, „also kurz heraus, ich wünsche von Ihnen eine schriftliche Bestätigung darüber, daß Sie die Sage vom alten Thomas zum Leben erwecken, um den tränklichen Professor zu erschrecken, von dem Sie wußten, daß eine große Aufregung auf ihn sehr schädlich, wahrscheinlich sogar tödlich wirken konnte.“

„Sind Sie toll?“ stieß Weiden hervor, „dann dürfte ich nur gleich auf die Polizei gehen und ein Geständnis machen.“

„O bitte,“ wendete der Jüngere ein, „da befinden Sie sich doch in einem großen Irrtum. Wenn Sie der Polizei ein Geständnis machen, dann kommt die Sache in die Öffentlichkeit, man wird Sie vor den Richter stellen und der Hofrat von Weiden dürfte seine Rolle hier in Schneidig ausgespielt haben.“

Der andere wollte ihn unterbrechen, doch er machte eine abwehrende Bewegung. „Lassen Sie mich ausreden, damit wir endlich zu Ende kommen, meine Zeit drängt.“ Er sah dem Hofrat fest ins Auge. „Wenn Sie mir dagegen ein schriftliches Geständnis geben, so bleibt das so ziemlich unter uns, ich verspreche Ihnen, es niemals so zu benutzen, daß Sie dadurch den geringsten Schaden erleiden. Frau Professor Berner und ihre Tochter sind die einzigen Menschen, denen ich es zeigen würde und ich gebe Ihnen schon jetzt die Versicherung, die beiden Damen werden von dem, was sie dadurch erfahren, zu niemand reden.“

„Bah! Weiber können nicht schweigen“, verächtlich sagte es der Hofrat und sein Organ war rau.

„Also wollen Sie oder nicht“, Walter stand auf.

Sekundenlang starrte der Ältere in dumpfem Schweigen vor sich hin, dann erhob er sich schwerfällig. „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß niemand außer den beiden Damen das Schriftstück sieht und daß die zwei wirklich schweigen?“

„Mein Ehrenwort ist eigentlich zu schade für Sie,“ erfolgte die Antwort, „aber meinetwegen, ich gebe es Ihnen.“

Einen Augenblick schien der Hofrat mit sich zu kämpfen, dann ging er Zernitow voran in sein nebenangelegenes Arbeitszimmer. „Ich werde diktieren!“ sagte der Ingenieur kurz.

Der andere nahm am Schreibtisch Platz und ein paar Minuten später verließ Walter das Haus des Hofrats. In seiner Brieftasche ruhte ein Schriftstück, das ihn in den Augen Frau Magdas glänzend rechtfertigen mußte. Wenn die Mutter Elses das gelesen, dann wußte sie, daß er keineswegs die Schuld trug an ihres Mannes Ohnmacht und kurz darauffolgenden Tod.

Langsam wanderte Zernitow der Wohnung des Justizrates zu, um die Geliebte abzuholen.

Indessen saß Weiden völlig vernichtet in seinem Zimmer. Er schmiedete Pläne, Schneidig für immer zu verlassen, denn wie hätte er es wagen dürfen, der Frau oder Tochter des Toten je wieder unter die Augen zu kommen. Nein, er mußte fort und das sobald als möglich, er mußte sich noch für seine alten Tage nach einem neuen Wohnsitz umsehen.

Else hatte dem Justizrat kaum ihr Anliegen vorgebracht, da rief er vergnügt aus: „Gott sei Dank, nun denke ich, werden wir auch bald wissen, wo sich das verschwundene Geld befindet!“

Das junge Mädchen schaute maßlos erstaunt auf den älteren Herrn. Sie begriff seine Silbe und äußerte sich auch in diesem Sinn.

Der Justizrat lächelte: „Gewissermaßen denke ich mir, hängt das Bild mit dem Geld zusammen, wenigstens kam mir der Gedanke, als heute der Bankdirektor bei mir war.“

„Und darf ich wissen, weshalb Ihnen dieser Gedanke kam?“ Des jungen Mädchens helle Stimme klang sehr fragend.

„Gewiß dürfen Sie das wissen“, nickte Stern freundlich und sah Else, die zur Seite seines Schreibtisches saß, durch seine Brillengläser an. „Der Direktor erzählte mir nämlich die geheimnisvolle Geschichte von dem brennengebliebenen elektrischen Licht und dem Tausendmarkschein, und dabei fiel mir ein, daß erstens, diese Geschichte, zweitens, das vermißte Geld, und drittens, ein von Ihrem seligen Vater bei mir hinterlegtes versiegeltes Kuvert zusammen in irgendeiner Verbindung stehen müssen.“

„Mein Vater hat ein versiegeltes Kuvert bei Ihnen hinterlegt?“ fragte das Mädchen voll grenzenloser Verwunderung, „ja, aber weshalb verrieteten Sie denn bisher nichts davon?“

„Weil ich nicht durfte,“ der Herr Professor wünschte es nicht. „Papa wünschte es nicht, ja, aber weshalb reden Sie mir denn jetzt davon?“

Else schüttelte den Kopf, sie atmete schwer, ungeduldig die Antwort ersehend, die auch nicht lange auf sich warten ließ.

„Jetzt darf ich sprechen“, versetzte der Justizrat und seine Brillengläser funkelten ordentlich vor Vergängen, daß es soweit war. „Plagte ihn doch die Neugier immer mehr, zu erfahren, was in dem Kuvert enthalten war. „Ja, jetzt darf ich sprechen“, und betonter redete er weiter: „Ich sollte zu keinem Menschen etwas von dem Kuvert verlauten lassen, selbst dann nicht, wie Ihr Herr Vater verlangte, wenn seiner Familie und mir manches nach seinem Tode sonderbar und auffallend erscheinen sollte, und Sie wissen, daß dies mit dem verschwundenen Geld der Fall war und eigentlich noch ist.“

Sein Ton ward kühler, geschäftsmäßiger: „Also jetzt, mein gnädiges Fräulein, wollen Sie mich mit dem Auftrag betrauen, das Porträt Ihres verstorbenen Vaters aus der Landesgalerie zu reklamieren?“

„Jawohl, Herr Justizrat.“

„Dann ist also der Moment gekommen, da ich verpflichtet bin, das mir von Ihrem seligen Vater zur Aufbewahrung übergebene Kuvert mit der Aufschrift „Mein letzter Wunsch“ zu öffnen. Dieses Kuvert darf nur erbrochen werden,“ fuhr er erklärend fort, „wenn die Familie das Bild für sich beansprucht. Wenn das Bild nicht zurückgefordert wird, soll das Kuvert erst sechs Monate nach dem Tode des Testators geöffnet werden.“

Else war von dem Gehörten ganz verwirrt. Was mochte der Vater nur mit diesem letzten Wunsch bezwecken und ob darin wirklich etwas über das vermißte Geld enthalten war. Ihr Gesicht mußte wohl ihr Denken allzu deutlich widerspiegeln, denn der Justizrat meinte mit leichtem Lächeln: „Nur noch ein ganz klein wenig Geduld, dann wissen wir, was es mit Ihres seligen Vaters letztem Wunsch auf sich hat.“

Er strich sich über das stark gelichtete Haar: „Ich denke, mein gnädiges Fräulein, wir machen die Geschichte so: Sie gehen jetzt nach Hause und bereiten Ihre Frau Mutter vor und wenn meine Sprechstunde beendet ist, gestatte ich mir, in der Villa Berner zu erscheinen und das betreffende Schriftstück mitzubringen.“

Das junge Mädchen zeigte sich damit einverstanden und schied mit freundlichem Händedruck.

Gerade als Else aus der Haustür trat, begegnete sie Walter, der sie soeben abholen wollte.

„Nun, mein Lieb, alles erledigt?“ fragte er zärtlich und während sie neben dem hochgewachsenen Manne durch die schon leise dämmernden Straßen heimwärts ging, teilte sie dem aufmerksam Zuhörenden mit, was sie soeben beim Justizrat erfahren und sie tauschten beide ihre Gedanken darüber aus. Walter dachte, daß heute ein rechter Tag der Überraschungen für die beiden Frauen sei, denn auch er hatte ihnen noch eine Mitteilung zu machen. Vorsichtig griff er an seine Brusttasche, darin das schriftliche Geständnis des Hofrats leise knisterte. Ja, noch heute sollten es Frau Magda und Else erfahren, was sich in jener Nacht vor einer Woche zutrug. Frau Magda mußte dann wohl ihr Mißtrauen begraben, mit dem beschwert er doch nur gedrückt und untröstlich dem geliebten Mädchen den glatten, goldenen Reif an den zarten Finger gesteckt hatte.

Welch glückliches, ruhiges Bewußtsein ihm das kleine Papierchen gab, das ihm der dicke Hofrat hatte ausstellen müssen. O, dieses Mißtrauen Frau Magdas! Wie hatte es ihn gequält und gepeinigt! Wie ein dumpfer Drud hatte es auf ihm gelegen, seit der Professor starb, nun aber konnte er sich davon frei machen. Gott sei Dank, daß es soweit war, dachte er voll frohen Jubels, und das, was er den beiden Frauen zu sagen hatte, erschien ihm noch viel, viel wichtiger als alles, was sie durch den Justizrat erfahren würden.

Else bat den Geliebten, im Wohnzimmer auf sie zu warten, sie selbst gönnte sich aber nicht einmal die Zeit, Gut und Jodell abzulegen, sondern stürmte sofort in das Zimmer der Mutter, die noch auf ihrem Ruhebett lag und halb schlafend, halb wachend, vor sich hinträumte.

Elses hastiger Eintritt erschreckte sie. Ein wenig ärgerlich ob der Störung hob die schöne Frau die langen Wimpern, die ihre Augen einsaßen wie seidene Fäden. Vorwurfsvoll klang es der Tochter entgegen, doch das nächste mal erst lieber vorsichtig anzuklopfen.

„Entschuldige, Mama, das überlegte ich soeben gar nicht, die Neugier, die ich mitbringe, ließ in meinem Kopf gar keinen Raum, noch an etwas anderes zu denken.“

Frau Magda machte eine nachlässige Bewegung und rüdte an dem bunten Seidentissen, auf dem ihr Kopf ruhte. „Es tut mir leid, aber von deiner Neugier verspreche ich mir nicht viel.“

„Höre mich einen Augenblick ruhig an, Mama,“ scholl es zurück, „dann änderst du deine Meinung ganz entschieden.“

„Mich interessiert es momentan nur, zu wissen, wo das Geld Unterschlupf fand“, leicht gereizt war der Ton.

„Nun, das kannst du vielleicht schon sehr bald erfahren!“

Frau Magda hatte sich mit einem Ruck aufgesetzt, ihre Augen besteten sich voll erwartungsvoller Spannung auf die Tochter. Else berichtete fast wortgetreu ihre Unterhaltung mit dem Justizrat, so wie sie es auch Walter gegenüber getan.



Deutscher Meldereiter mit Gasmaske.
(Nach einer Aufnahme auf dem Kampfgebiet im Westen.)

Frau Magdas Atem ging rasch und kurz, und als das junge Mädchen endete, atmete sie tief auf: „Zweifellos werden wir durch dieses, von Papa hinterlassene Schriftstück, etwas über das Geld hören“, rief sie aus, „aber“, Zweifel saßen sie plötzlich wieder an, „vielleicht enthält es auch nur irgendeine Bestimmung des Vilbes wegen, weil Papa ja die Eröffnung des Kuverts mit der eventuellen Rückforderung des Vilbes in Verbindung bringt.“

Ihre anfänglich frohere Stimmung wollte schon wieder einer leichten Niedergeschlagenheit weichen. Dabei fiel ihr Blick, der sich seitwärts richtete, in den Spiegel und elastisch erhob sie sich vollständig. „Nun wir werden ja sehen“, sagte sie obenhin, „aber jetzt will ich mich noch umkleiden.“

Sie stand jetzt dicht vor dem Spiegel und zupfte und schob an ihrem Saathem: „Gut, daß meine Frisur durch mein Liegen auf dem Ruhebett nie besonders zerört wird“, wohlgefällig bewunderte sie ihr in kunstvollen Wellen und Boden arrangiertes Haar.

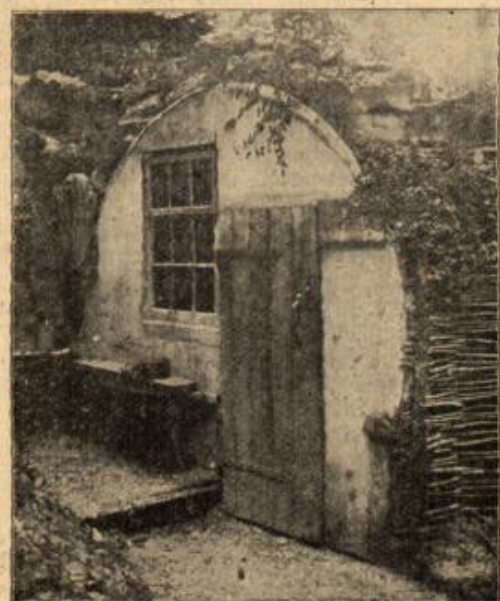
Else biß die Lippen zusammen. Derartige oberflächliche Bemerkungen ihrer Mutter stießen sie ab, wenn sie sich unermittelt an irgendeiner ernstesten Gespräch anschlossen.

„Ich will Zigaretten und den Gut fortjagen“, meinte sie, sich zur Tür umwendend, und sagte noch hinzu: „Walter ist auch wieder hier, er ist im Wohnzimmer“, und von einem heißen, großen Wunsch

plötzlich ganz erfüllt, ging sie mit ein paar flüchtigen Schritten auf die Mutter zu und weich und eindringlich rang es sich über ihre Lippen: „Sei lieb zu Walter, Mama, bitte, sei freundlich zu ihm, um meinetwillen, um Papas Willen, der ihn gern mochte, und auch um seinetwillen, er ist so gut, er ist der beste, der liebste der Menschen.“ Die ganze Inbrunst ihrer vollen jungen Liebe schwang sich wie heller, jubelnder Glodenton durch ihre Worte.

Eine Sekunde stand Frau Magda verwirrt, wie eine mächtig heranbrausende Welle schien die aus dem Innersten kommende Bitte auf sie anzustürmen und sie dachte daran, daß sie selbst vor langen Jahren einmal mit ähnlichen Worten die Eltern beschwor, sich Alex Verner wohlwollender zu bezeigen, weil sie den feinen, geistvollen Künstler liebte, weil er mit seiner schlanken Gestalt, seinen seelenvollen Augen so herzzwingend in ihr junges, engumgrenztes Hofdamenleben getreten war, weil seine warmen Reden wie lauer Frühlingswind das starre Eis ihres Hofdamendaseins auftaute.

Frau Magda zuckte zusammen: Nun war er tot, der ihr einst das Glück einer ganzen Welt bringen sollte und sie lebte, lebte — ein heimlicher Blick flog zum Spiegel hin — und sie freute sich, daß sie lebte, freute sich ihrer Schönheit, sie spann Zukunftspläne, und — dachte schon verstoßen an einen andern Mann, ließ sich seine offenkundige Verehrung gefallen und überlegte, zu welchem Behagen und Luxus sein Reichtum ihr verhelfen konnte. Und doch hatte sie einmal ihren Mann sehr, sehr lieb gehabt, aber langsam, mit mollichem Behagen ward dann aus ihrer Liebe Gewohnheit, und Gewohnheit stumpft ab. — Allmählich verblieb ihr für den in den letzten Jahren sehr leidenden Gatten nur ein



Malerischer Unterstand in einem deutschen Waldblager.



England und der U-Bootskrieg: Blick auf den Hafen von Portsmouth, den Hauptkriegshafen und die stärkste Festung Englands.



Belohnung. Gemälde von P. Wagner. (Mit Text.)

Die fünf erfolgreichsten Flieger der berühmten Jagdstaffel des **Mittmeisters Freiherrn v. Nischthofen**. In der Mitte **Mittmeister Freiherr v. Nischthofen**, der 52 feindliche Flugzeuge abschoss, links neben ihm **Vizefeldwebel Festner** (12 Flugzeuge), der am Sonnabend den 5. Mai im Luftkampf gefallen ist, rechts **Leutnant Wolff** (30 Flugzeuge). In zweiter Reihe links stehend **Leutnant Schäfer** (25 Flugzeuge) und **Leutnant Freiherr v. Nischthofen**, der Bruder des berühmten Fliegers (22 Flugzeuge). Diese fünf Flieger haben also zusammen 141 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Belohnung. Es liegt ein tiefer Sinn im kindlichen Spiel, fällt einem unwillkürlich ein, wenn man dieses liebliche, sprechende Bild betrachtet. „Belohnung“ heißt die Aufschrift. Für was steht wohl die kleine dem Vuben, ihrem Brüdlein, den Strauß mit der Feder auf den Hut? Offenbar für einen Dienst. War's ein Liebesdienst oder gar ein Ritterdienst? Hat er ihr was in die Küche getragen oder sonst etwas geholt, während sie darin etwas hantierte, Feuer machen oder kochen mußte? Vielleicht hat er ihr auch, nach dem Stod in seiner Hand zu schließen, einen Ausgang gemacht und eine Mühe abgenommen? Jedenfalls war's etwas Liebes und das will belohnt oder richtiger gesagt, erwidert sein. Zum Ritterdienst ist der kleine noch zu kindlich. Es ist köstlich, mit welcher Ergebung er sich drein findet, belohnt zu werden und reizend, wie sinnig und herzensfroh das Schwesterchen ihre Belohnung anbringt. Eine bescheidene Belohnung freilich. Nur ein Sträußchen am Hut. Wenn's nur etwas zu essen wäre, dächte ein anderes, das bei jedem kleinen Dienst gleich eine Berechnung anschlägt, was es auch dafür bekommt. Es gibt ja leider solcher Kinder viele, in deren jungem Herzen sich schon die Selbstsucht regt und noch mehr zu beklagen ist es, daß es Eltern gibt, die so wenig zu erziehen verstehen, daß sie ihre Kinder dazu anleiten, und wenn es nur wäre, indem sie die Kinder fragen: Was hast du bekommen? Das „Gut sei der Mensch, hilfreich und gut“ ist kein Grundsatz nur für Erwachsene und Gereifte, vielmehr nicht frühe genug kann man die Jugend zu dem anleiten und anhalten. Der Vorgang, den der Künstler darstellen will, ist wirklich trefflich gemalt, von einer anziehenden, wohlthuenden Lebendigkeit und von großer Treue des Ausdrucks.



Im Vorhause.

Was ist das? Das ist wirklich artig, Frau Martin! Habe nun hier in der Suppe schon die dritte Möhre gefunden! Wirt: „Ja, mei, das kann ich amal passier'n, daß ma net a jede Flieg' rausfind't, wann so viel reing'fallen sind!“

Die Zellerlebeete bedürfen während des Sommers nur geringer Pflege und Pflege, aber an zeitweiliger Fütterung des Bodens darf es nicht fehlen. Auch ist das Unkraut von den Pflanzen fernzuhalten.

Winte zur Bekämpfung des Anzeigers in Feld und Garten. Ameisen werden am besten mit einer Mischung von Pottasche und Honig oder Chloralkali, Guano und Pfeffer vernichtet. Selbstverständlich wird man ihnen nur da nachstellen, wo sie lästig und schädlich sind. Blattläuse können durch Seifenwasser, Tabakslauge oder einen Meerrettigablauf getötet werden. — Blattspinnen sind durch Abschneiden und Verbrennen der von ihnen heimgeführten Blätter bzw. Zweige zu vertilgen. — Drahtwürmer kann man durch Kapstücken vernichten. Dieser wird in Stüde geschlagen und dann in die Erde gebuddelt. Von seinem Genuß sollen die Tiere krank werden und sterben. — Erbsenflöhe soll man mit einer Mischung von pulverisiertem ungelöschtem Kalk, Asche und Salz, die über die Erbsen Saat zu streuen sind, zu Leibe gehen. — Erbsenflöhe lassen sich durch fleißiges Begießen der Pflanzungen leicht vertreiben. — Insekten, Moos und Flechten werden durch Bespritzen und Bestäuben mit Lauge und Kalkpulver von Obstbäumen ferngehalten. — Mäuse vertreibt man, indem man in Terpentin getauchte wollene Lappen in die Löcher stopft oder auslegt. — Mauhürse sind gegen den Geruch des Franzosenöls sehr empfindlich. Daher sind wollene Lappen damit zu tränken und diese in die Gänge zu stopfen. — Die gefährliche Maulwurfsgrille muß getötet werden. Durchaus ratsam ist es, auch ihre Eier zu zerstören. Ihr Nest befindet sich gewöhnlich am Ende eines Ganges, der zuerst wagerecht unter der Erde läuft und dann plötzlich senkrecht herabgeht. Hier muß nachgegraben und die Grille samt den Eiern vernichtet werden. — Milben lassen sich nur durch Bestäuben mit ägenden Pulvern vernichten. — Ohrwürmer müssen gefangen und vernichtet werden. Sohle Knochen, Düten, Möhretraut usw. sind die besten Fangmittel. — Raupen sind zu töten und ihre Eier zu zerstören. Von Kohlflöbern sollen sie sich durch eine Einfassung von Hanf abhalten lassen. Sonst sind sie noch durch Bespritzen mit ägenden Lauge, Seifenlauge usw. zu vernichten. — Schnecken werden durch das Ausstreuen von ungelöschtem Kalk vernichtet. — Werten vertreibt man durch Auslegen von Knoblauch. — Vögel werden von Feldern, Gartenbeeten und Obstbäumen durch mannigfache Vogelscheuchen ferngehalten. S. B.

Auslösung.

D	C
U	D
L	U
B	E
C	K
T	I
L	S
I	T
I	S
N	A

Allerlei

Der Direktor einer wandernden Truppe, welcher aus finanziellen Gründen seinen Standort sehr häufig wechselte, wurde gefragt, warum er bei seiner kleinen Bühne keine Vorstellung anbringe. — „Die bedürfen wir nicht“, entgegnete dieser, „verschwinden tun wir doch.“

Abgetürztes Verfahren. Als sich Fürst Tallebrand während einer diplomatischen Mission in England aufhielt, wohnte er bei einem reichen Londoner Bürger. Zu seinem größten Erstaunen weigerte sich sein Wirt, ihm eine Klingel in sein Schlafzimmer zu stellen, und trotz mehrfachen Eruchens war der Mann nicht dazu zu bewegen. Schließlich kam Tallebrand auf eine gelungene Idee; er nahm eine Pistole und feuerte eine Kugel in die Wand. — „Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ rief der Wirt, entsetzt ins Zimmer stürzend. — „D nichts“, entgegnete der Gesandte, „ich habe nur meinen Diener gerufen, das ist jetzt meine Klingel.“ — Schon am nächsten Tage hatte Tallebrand eine Klingel in seinem Zimmer. C. D.

Die Kompagnie-Schuster. „Wir hatten des Tages bei bedeutender Hitze einen Marsch von acht Stunden gemacht und gelangten gegen 5 Uhr nachmittags in Weinsheim ins Quartier“, schreibt Dr. Karl Krüger in der Kriegszeitung von 1870. „Bei einigen Mannschaften waren die Stiefel schadhaft geworden und der Ausbesserung bedürftig. — Da hieß es: Kompagnie-Schuster vor! Wie mit einem Zauberichlage standen sechs Mann vor der Front, alle sofort bereit, an ihr Handwerk zu treten. Nach ungefähr einer halben Stunde reite ich durch's Dorf. Aus einem offen stehenden Fenster schallt mir rüstiges Klopfen und Hämmern entgegen. Ich eile hinzu. Aber dem Fenster prangte ein Brett als Schild, darauf mit Kreide die wichtige Aufschrift: Neueste Berliner Schuh- und Stiefelfabrik. Drinnen sitzen unsere sechs Kompagnie-Schuster, rüstig schaffend und lobend das Lied anstimmend: Stiebel, du mußt sterben, bist noch so jung, jung, jung.“ S. B.

Gemeinnütziges

Der Eisschrank muß im Sommer täglich ausgewaschen werden. Man vergesse auch nicht, den Eisschrank zu reinigen und stelle niemals heiße Speisen in den Schrank, sondern lasse sie erst auskühlen.

Logogriph.

Mit einem a umhüllt's die Frucht,
Auch in der Küche wird's gesucht,
Und wird es mit dem u verneht,
Soll gern die Jugend zu ihm gehn.
Julius Fald.
Auslösung folgt in nächster Nummer.

Anagramm.

Aus Eisen, Holz befehe ich,
In Holz und Eisen prängt man mich,
Nun stell' den zweiten Laut voran,
Zum Ganggeräthe werd' ich dann.
Julius Fald

Schachlösungen:

Nr. 177. 1) Tal g3—g2
2) Dg7 etc.
Nr. 178. 1) Da5—a7 (Droh. Sc3f);
2) Te2; 2. d6f; 1. Dh6 2. Dh7f.

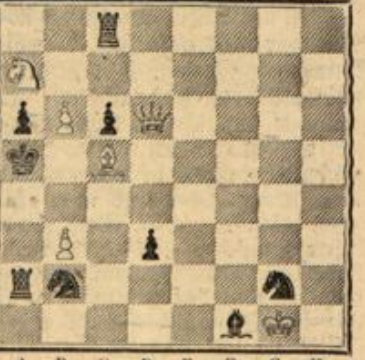
Nichtige Lösungen:

- Nr. 165. Von W. W. W. in Dübena. W.
- Nr. 166. Von Grüniger in Großmüden.
- Nr. 167. Von W. W. W. in Unterarmingen. — Anteq. Sekretär M. Schirmer in Steinach (S. Wein.) — Grüniger in Großmüden.
- Nr. 169. Von W. W. W. in Eppan b. Ludwigshafen. — Lehrer F. Schäfer in Effen-Rellingshausen.
- Nr. 171. Von W. W. W. in Forchheim.
- Nr. 175. Von C. W. W. in Krümmel. — Schüler F. Schmidt in Bergedorf. — A. Martell und L. Reiche in Stahfurt.

Reichwechsel. Herrn W. W. u. L. R. in St. Ihr Zug ist richtig, da die Aufgabe sich als notwendig erwiesen hat.

Problem Nr. 179.

Aus dem Turnier der „Schachwelt“ Schwarz.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.

Auslösungen aus voriger Nummer:
Des Anagramms: Knopf, Kopf. — Des Logogriphs: Kalle, Galle, Halle.
Des Bilderrätsels: Wie der Herr, so der Diener.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.